

## Schlüsselbegriffe

bezüglich der UE „Integrative und problemorientierte Fragestellungen der Geographie und Ökonomie I: Migration zwischen globalen und lokalen Dimensionen“

### Schlüsselbegriff: Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Obwohl Bezeichnungen wie »türkisch«, »italienisch«, »deutsch«, »arabisch« alltägliche Bezeichnungen und auch Praxen der Unterscheidung sind, werden sie in ihrer Bedeutung unklar, sobald gefragt wird, was sie eigentlich genau unterscheiden. In der alltäglichen Verwendung solcher Bezeichnungen sind sehr unterschiedliche Ideen, nicht immer in gleicher Weise, miteinander verbunden, vermischt und ineinander verschränkt. »Deutsch« etwa weist auf ein bestimmtes geografisches Gebiet hin, auf eine politische Ordnung, eine Sprache; das Wort soll zuweilen auf eine Lebensform oder eine Gruppe von Lebensformen hinweisen, die in einer Art Familienähnlichkeit verbunden scheinen; es zeigt einen sozialen und gemeinschaftlichen Zusammenhang an, dem man nicht allein aufgrund eines Zertifikates, sondern in einer wie auch immer »tiefer« reichenden Weise zugehört. Der Ausdruck »deutsch« ist überbestimmt, diffus und unscharf – die Bezeichnung »natio-ethno-kulturell« bringt dies zum Ausdruck.

Auch unter einer wissenschaftlichen Perspektive verschwimmen die Bedeutungen der Begriffe »Nation«, »Ethnizität« und »Kultur« ineinander: »Nation und Nationalstaat bezeichnen eine historische Entwicklungsstufe von Gesamtgesellschaften in der Moderne. Nation ist ein ethnisches Kollektiv, das ein ethnisches Gemeinschaftsbewusstsein teilt und politisch-verbandlich in der Form des Nationalstaates organisiert ist. Der Nationalstaat ist eine politische Organisationsform, in welcher der Anspruch einer Übereinstimmung von politisch-staatsbürgerlicher und *ethnischer Zugehörigkeit* gestellt wird« (Heckmann 1992, S. 52 f.; Hervorhebung PM). Unter Ethnizität kann mit Heckmann verstanden werden, dass »eine relativ große Gruppe von Menschen durch den Glauben an eine gemeinsame Herkunft, durch Gemeinsamkeit von *Kultur*, Geschichte und aktuellen Erfahrungen verbunden sind und ein bestimmtes Identitäts- und Solidarbewusstsein besitzen« (Heckmann 1992, S. 56; Hervorhebung PM). Die wechselseitige Verwieseneheit der Kategorien »Nation«, »Ethnizität« und »Kultur« und ihre Verschwommenheit und Unklarheit sind zugleich auch Bedingung ihres politischen und sozialen Wirksamwerdens. Denn diese Unklarheit ist der Hintergrund, vor dem es möglich wird, Imaginationen, Unterstellungen und sehr grobe Zuschreibungen vorzunehmen, die dem Gebrauch solcher Bezeichnungen wie »türkisch«, »italienisch«, »deutsch«, »arabisch« zugrunde liegen.

Benedict Anderson hat Nationen als »imagined communities« (1983; dt. 1998) bezeichnet. Nation ist nach Anderson eine vorgestellte politische Gemeinschaft, weil »die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert« (1998, S. 14 f.). Nationen ermöglichen Beziehungen zu Unbekannten im Modus von »face-to-face«-Kontakten. Die national-ethnische Zugehörigkeitspraxis beansprucht gewissermaßen die Eigenschaften, die charakteristisch für lokale und kleinere Wir-Gruppen sind.

Die Imagination des natio-ethno-kulturellen »Wir« ist häufig damit verknüpft, dass Differenz nach außen projiziert wird. Das Andere des natio-ethno-kulturellen »Wir«, das »Nicht-Wir«, zeichnet sich in der Fantasie, die dieses »Wir« ermöglicht, dadurch aus, dass es nicht hierher, an diesen Ort gehört und deshalb hier vermeintlich legitimerweise über weniger Rechte verfügt.

Wenn in Deutschland von »Migrant/innen«, »Ausländern«, »Polen«, von »Migrantenkindern«, von »Deutschen« oder »Brasilianer/innen« die Rede ist, dann – so die hier formulierte These – ist in der Regel nicht allein von *Kultur*, *Nation* oder *Ethnizität* die Rede, sondern in einer diffusen und mehrwertigen Weise von den auch begrifflich aufeinander verweisenden Ausdrücken *Kultur*, *Nation* und *Ethnizität*. Der Ausdruck natio-ethno-kulturell zeigt dies an. Er ruft in Erinnerung, dass die sozialen Zugehörigkeitsordnungen, für die Phänomene der Migration bedeutsam sind, von einer diffusen, auf Fantasie basierenden, unbestimmten und mehrwertigen »Wir«-Einheit strukturiert werden.

## Schlüsselbegriff: Migrationsandere

»Migrationsandere« ist eine Bezeichnung, die, wie jede andere Bezeichnung von Personengruppen auch, pauschalisierend und festschreibend wirkt. Allerdings ist das Kunstwort »Migrationsandere« eine Bezeichnung, die das Problem der Pauschalisierung und der Festschreibung anzeigt. Denn »Migrationsandere« ist ein Wort, das zum Ausdruck bringt, dass es »Migrant/innen« und »Ausländer/innen« und komplementär »Nicht-Migrant/innen« und »Nicht-Ausländer/innen« nicht an sich, sondern nur als *relationale Phänomene* gibt.

»Migrationsandere« stellt eine Konkretisierung politischer und kultureller Differenz- und Dominanzverhältnisse dar, mit denen sich Pädagogik dann beschäftigt, wenn sie sich Migrationsphänomenen zuwendet. »Migrationsandere« ist eine Formulierung, die auf Charakteristika der Prozesse und Strukturen verweist, die »Andere« herstellen.

Mit der Rede von »Migrationsanderen« wird zwar auf partiell gleichartige Bedingungen in der Bildungs- und Lebenssituation bestimmter Personen hingewiesen. »Migrationsandere« kann somit als Begriff bezeichnet werden, mit dem Prozesse und Phänomene der Konstruktion, Bewältigung, Bewahrung und Veränderung natio-ethno-kultureller Differenz unter bestimmten Bedingungen in den Blick kommen. Dennoch handelt es sich bei »Migrationsanderen« nicht – so wenig wie bei »Migrant/innen« oder auch »Nicht-Migrant/innen« oder beim das Bild essentialistischer Abstammung aufrufenden Ausdruck »Menschen mit Migrationshintergrund« – um eine einheitliche Gruppe. Mehr noch: Es handelt sich um keine Gruppe. Wichtig ist es, den Konstruktionscharakter der Rede von »Migrationsanderen« nicht aus den Augen zu verlieren. »Migrationsandere« ist ein Werkzeug der Konzentration, Typisierung und Stilisierung, das auf Kontexte, Strukturen und Prozesse der Herstellung der *in einer Migrationsgesellschaft als Andere geltenden Personen* verweist. Der Wert des begrifflichen Werkzeugs »Migrationsandere« bemisst sich an der Erkenntnis über gesellschaftliche Wirklichkeit, Erfahrungen von Menschen und Bildungsprozesse, die mithilfe dieses Instruments ermöglicht wird.

## Schlüsselbegriff: Migration

Die biografisch relevante Überschreitung kulturell, juristisch, lingual und (geo-) politisch bedeutsamer Grenzen kann als Migration bezeichnet werden. Migration geht mit der Veränderung und der Bestätigung des Bestehenden einher. Eine Sicht auf Migrationsphänomene, die diese lediglich mit Wandel assoziiert, greift insofern zu kurz. Migration muss vielmehr als Gegenstand von Diskursen, als Gegenstand politischer und alltagsweltlicher Auseinandersetzungen verstanden werden, in denen die Frage, ob es eher um Erhalt oder Umgestaltung geht, kontrovers diskutiert wird.

In der politischen und alltagsweltlichen Diskussion um das Thema Migration geht es immer auch um die Frage, wie eine nationalstaatliche Gesellschaft ihre Grenze festlegt und wie sie innerhalb dieser Grenze mit Differenz, Heterogenität und Ungleichheit umgeht. Migration problematisiert *Grenzen*. Dies sind nicht nur die territorialen Grenzen, sondern vor allem die symbolischen Grenzen der Zugehörigkeit. Durch Migration wird die Frage der Zugehörigkeit individuell, sozial und auch gesellschaftlich zum Thema. Dies gilt nicht nur für die Zugehörigkeit der »Migrant/innen«, sondern muss allgemeiner verstanden werden. Denn durch Migration werden Zugehörigkeitsverhältnisse problematisiert. Weil sich diese Problematisierung auch auf die *Frage, wie »wir« leben möchten*, bezieht, also eine grundsätzliche Ebene des gesellschaftlichen Zusammenlebens berührt, ist der Diskurs über »Migration«, »Zuwanderung«, »Ausländer«, »Multikulturalität« ... ein intensiv geführter, ideologierter, politisierter und von Affekten begleiteter Diskurs.

## Normalität und Zugehörigkeitsordnung

- »Woher kommst du?« – »Aus Essen.«  
»Nein, ich meine, ursprünglich?« – »Ich bin in Essen geboren.«  
»Aber deine Eltern?« – »Meine Mutter kommt auch aus Essen.«  
»Aber dein Vater?« – »Mein Vater ist Italiener.«  
»Aha ....« – ...

»Dieser Dialog (Battaglia 2000, S. 188) dient [...] hier als ein Beispiel für den Zusammenhang von Normalität und Zugehörigkeit. Die Interaktion wird von Normalitätsunterstellungen im Hinblick auf Biografie, Zugehörigkeit und Identität strukturiert. Sie wird vom ›Mythos von der eigentlichen Herkunft und Hingehrigkeit‹ (Battaglia 2000, S. 188) getragen. Eine Abweichung von einer mononationalen oder monokulturellen Biografie wird angenommen, und diese Abweichungsannahme strukturiert das sich anschließende Dialogfragment, dessen Anlass der ›italienische‹ Name der in dieser Kommunikationssituation befragten Person ist. Mehr noch, diese Annahme konstituiert den Dialog, wie Battaglia ausführt, überhaupt erst, da die Normalitätsabweichung den Raum für spontane biografische Gespräche eröffnet und für die fragende Person den Anlass darstellt, ihr aber auch die Legitimation zu verschaffen scheint, die Investigation zu beginnen. Diese legt es darauf an, die Irritation, die durch eine Diskrepanz zwischen dem Namen und einer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitserwartung eingetreten ist, zu minimieren. Dazu wird eine aus Fragen bestehende kommunikative Reparaturmaschinerie in Gang gesetzt, die mit dem Erfolg der letzten Frage an ein legitimes Ende kommt. Die Name-Erwartungs-Diskrepanz ist aufgelöst, die Zugehörigkeitsordnung restituiert. Die hier unterstellte und in der Unterstellung angerufene Normalität ›funktioniert‹ als Imagination und als imaginative Disziplinierung. Der Mythos der eigentlichen Herkunft platziert die untersuchte Biografie, das in Anfragen befragte ›andere‹ Subjekt, das als der/die »Andere« irritierend, aber auch anziehend zur Verfügung stehende Wesen, in dem imaginären Zusammenhang, in den Biografie und Subjekt gehören. Eine dominante Normalität ist mithilfe imaginativer Versicherung bestätigt und wieder hergestellt. Solche Imaginationen auf der Ebene von Zugehörigkeitsordnungen geben unter anderem auf die Frage Antwort, wer als selbstverständliches und legitimes Mitglied des Zugehörigkeitskontextes betrachtet werden kann und darf« (Dausien/Mecheril 2005, S. 175f.).

## Schlüsselbegriff: Othering

Der Literaturwissenschaftler Edward Said hat in den 1970er-Jahren mit dem Konzept des *Othering* eine Möglichkeit aufgezeigt, den Diskurs des Fremdmachens als eine gewaltvolle hegemoniale Praxis zu beschreiben. Das Konzept des *Othering* erläutert, wie die »Fremden« zu »Fremden« gemacht werden und dabei gleichzeitig ein »Wir« konstruiert wird, welches anders als das fremde »Nicht-Wir« beruhigend unambivalent, ohne grundlegende Spannungen erscheint und darin eine sichere Gemeinschaft symbolisiert. Sind die »Fremden« wild, so sind »wir« zivilisiert. Sind die »Fremden« emotional, so sind »wir« rational. Solche Aussagen sind Teil des Kolonialdiskurses, der mit dem Wahrheitsdiskurs der Aufklärung eng verquickt ist. Die Entstehung einer »westlichen« Identität kann deshalb als Produkt der Ausgrenzung des »Rests« (Hall 1994) verstanden werden. »Exotische« Orte waren Objekt träumerischer und utopischer Diskurse, wobei sich die Darstellung anderer Völker immer an europäischen Vorstellungen orientiert(e). Beide Versionen bei der Darstellung des »Anderen« – die idyllische und die barbarische – sind gleichermaßen und zeitgleich Teil des *Othering*-Diskurses. Auch heute ist die Praxis des *Othering* in der Bezugnahme auf beispielsweise »die muslimischen Anderen« bedeutsam: Neben dem barbarischen Fundamentalisten findet sich in der Galerie des Fremden die noch immer betörende Dame aus »Tausendundeiner Nacht« respektive die Moderatorin einer Unterhaltungssendung im Fernsehen. Die »Anderen« sind reizend und irritierend zugleich – in der Fantasie der »Nicht-Anderen«.

## Schlüsselbegriff: Assimilationismus

Solange Migrant/innen sich ökonomisch-strukturell, sozial-kulturell und schließlich identitätsbezogen nicht an die in einer Migrationsgesellschaft bestehenden Strukturen angleichen, solange sie nicht die in einem nationalen Kontext bedeutsamen linguale und sozial-kulturellen Ressourcen erwerben, bleiben ihnen prestigehohe soziale Statuspositionen verwehrt – so eine in der neueren deutschsprachigen Migrationsdebatte einflussreich formulierte Position (Esser 2004), die neoassimilationistisch genannt werden kann.

Diese Position soll hier kritisiert werden. Wenn es darum geht, Migrationsphänomene zu thematisieren, bleibt häufig interessanterweise gerade das ausgeblendet, was als Kennzeichen moderner Gesellschaft ausgegeben wird, nämlich dynamisch und selbstreflexiv zu sein. Indem von in der Migrationsgesellschaft als »Andere« Geltenden gefordert wird, sozialen und kulturellen Standards zu entsprechen, versichert man sich zugleich der Fortschrittlichkeit dieser Standards und ihrer fraglosen Geltung. Diskontinuitäten und Friktionen einer sich in ihre eigenen Widersprüche verstrickenden Gesellschaft geraten auf diese Weise aus dem Blick und bleiben in der Debatte unbenannt. Genau dieses Verdecken innerer Widersprüche ist in der kritischen Theorie als ein Grundproblem jeder begrifflichen Erfassung von Wirklichkeit und des Denkens überhaupt bearbeitet worden und hat einen dauernden Zweifel an der Gültigkeit der eigenen Erkenntnismethoden und Begriffe in der Theoriebildung verankert. Das Zweifeln an jeder identifikatorischen Besetzung kann der Auseinandersetzung um die Sichtweisen und Untersuchungsperspektiven auf Migration ein Moment der Verunsicherung und Infragestellung hinzufügen, das in aktuellen Debatten, die getragen werden vom hegemonialen Kriterium des Nutzens, immer mehr abhanden gekommen ist. Die Irritation verschiebt die Aufmerksamkeit von der Problematisierung der Anderen auf die Prozesse des Identifizierens selbst, auf die darin wirksam werdenden Identitätszwänge und Totalisierungstendenzen (genauer Mecheril/Messerschmidt 2007).

»Es gibt«, so Hartmut Esser vor dem Hintergrund empirischer Daten, die die Teilhabemöglichkeiten an gesellschaftlich relevanten Dimensionen in der Migrationsgesellschaft beleuchten, »(mindestens) zur strukturellen Assimilation der Migranten, speziell im Bildungsbereich und auf den primären Arbeitsmärkte keine sinnvolle Alternative« (Esser 2004, S. 44f.). Da, so könnte die Argumentationsfigur von Esser wiedergegeben werden, die Struktur gesellschaftlicher Wirklichkeit Assimilation erfordere, da es etwa zum Erfolg im Bildungsbereich unentbehrlich sei, die dominante Sprache und den ihr zugeordneten dominanten Habitus zu erwerben (vgl. differenzierter Kap. 5, 6 und 8), sei Assimilation unabdingbar.

Von der (selektiven) Interpretation »empirischer Daten« stellt die assimilationistische Argumentation auf Aussagen darüber um, was sinnvoll und weniger sinnvoll ist, wechselt also auf eine normative Ebene, indem implizit behauptet wird, dass Assimilation (als politisches Prinzip und Motiv von Lebensführungsprojekten) sinnvoll sei. Nicht das normative Moment als solches ist hier problematisch; jedoch der Umstand, dass die normative Dimension nicht reflektiert und zweitens die implizit normative Empfehlung allein »empirisch« begründet wird. Der migrationswissenschaftliche Empirismus bestätigt im Hinweis auf »empirische Erfordernisse« diese Erfordernisse. Wer nur mit »dem (empirisch) Gegebenen« argumentiert, wird zum Sprachrohr des Gegebenen. Strukturelle Anforderungen des Arbeitsmarktes, des Wohnungsmarktes, der Bildungsinstitutionen, der Gesundheits- und Pflegesysteme, die nicht nur, aber auch gegenüber in einer Migrationsgesellschaft, der Gesundheits-Personen im Sinne von Anordnungen und von Zwängen wirken, werden dadurch bejaht; Migrationsforschung rechtfertigt damit bestehende Verhältnisse gesellschaftlicher Ungleichheit.

### **Schlüsselbegriff: Interkulturelle Öffnung**

»Interkulturelle Öffnung« meint die Umgestaltung von Organisationen und Diensten, sodass ihre Funktionsweise und ihre Angebote auf die Realität einer Migrationsgesellschaft ausgerichtet sind und es Migrant/innen grundsätzlich möglich gemacht wird, Dienstleistungsangebote wahrzunehmen. »Interkulturelle Öffnung« beschreibt einen Prozess der Organisationsentwicklung, der die Zugangsbarrieren für Migrant/innen zu Bildung, Kultur und sozialen Diensten beseitigt (Fischer 2006, S. 21).

»Interkulturelle Öffnung« ist als Entwicklungsprozess zu verstehen, der sich auf alle relevanten Ebenen in einer Einrichtung bezieht. Als zentrale Aufgaben gelten:

- die strukturelle Verankerung der interkulturellen Öffnung in Leitbildern, Konzepten, Selbstverständnis, Personalpolitik
- der Abbau von Zugangsbarrieren
- die Vermittlung von Fachwissen und Methoden zur Reflexion der beruflichen Praxis sowie die Aus-, Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiter/innen
- die Reflexion von Haltungen, Wertungen und Bewertungen auf der persönlichen Ebene.

»Interkulturelle Öffnung« stellt eine Leitungsaufgabe, eine Teamentcheidung, einen Teil der Personalentwicklung, Kundenorientierung sowie einen Teil des Qualitätsmanagements dar (Barth 2006, S. 10 ff.; Simon-Hohm 2004, S. 239; Gaitanides 2006, S. 228 ff.; Fischer 2006, S. 21 ff.)

### **Schlüsselbegriff: Kultur**

Kultur kann, in einer den *Cultural Studies* entlehnten Perspektive, als alltägliche, sozial-symbolische Praxis verstanden werden, als Art und Weise, in der sich Individuen unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen ihre Lebensbedingungen symbolisch aneignen und dem eigenen Leben einen Sinn geben. Das Kulturelle ist damit Bestandteil *jeder* Praxis. Kulturelle Praxen als symbolische und Sinn stiftende Unterscheidungsweisen bewirken Unterschiede und werden durch Unterscheidungsschemata erzeugt. Im Fokus einer praxistheoretischen Kulturanalyse steht die Frage, *wie* Menschen in bestimmten sozialen Zusammenhängen *was* und mit welchen Konsequenzen symbolisch unterscheiden. Das zentrale Interesse dieser Blickrichtung ist nicht auf die als gegeben angenommene Verschiedenheit, sondern auf die Machtverhältnisse, in denen sich kulturelle Formen begegnen, in denen sie hergestellt werden und sich jeweils durchsetzen, gerichtet.

## Schlüsselbegriff: Sprachvermögen

In einer pädagogisch gehaltvollen Analyse der Bedeutung und der Funktion von Sprache geht es nicht allein darum, das Ausbilden von Sprachkompetenz in einem traditionell semiotischen Sinne zu untersuchen und zu beschreiben. Der schriftliche und mündliche Gebrauch von Sprache ist eine soziale Praxis, die nicht nur etwas mit der Fertigkeit zu tun hat, Äußerungen hervorzubringen, die semantisch und grammatisch korrekt sind. Die mit der Sprache verknüpfte und von ihr vermittelte Wirksamkeit hängt von sozialen, politischen, rechtlichen und kulturellen Bedingungen ab, aufgrund derer Sprachen unterschiedliche Werte zukommen. Bei Äußerungen stellt sich nicht allein die Frage, ob sie wahr oder falsch sind; sondern vielmehr, ob sie glücken oder nicht glücken. Dieses Glücken ist nicht allein die Frage einer »technischen Sprachkompetenz«, sondern auch eine Frage nach den sozialen und mikropolitischen Bedingungen, an die das »Glückenkönnen« der Äußerungen von Sprecher/innen gebunden ist. Die gesellschaftlichen und interaktiven Voraussetzungen, Möglichkeiten und Restriktionen konkreter sprachlicher Produktionssituationen und *konkreter Sprecher/innen* sind bei jeder pädagogischen Sprachanalyse zu berücksichtigen.

Im Begriff *Sprachvermögen* kommt dies zum Ausdruck: Mündliche und schriftliche Sprachpraxis sind nur angemessen als eine Frage der Kompetenz *und* des Wertes der Anerkennung, der dieser Sprachpraxis in einem bestimmten Raum zukommt, zu verstehen. Die (migrations)pädagogische Konsequenz dieser Einsicht besteht unter anderem in einem kritischen Verhältnis zu der Struktur, in der der Wert der Sprachen hierarchisch geordnet ist.

### *Nation(alstaat) und Monolingualität*

Das Mehrsprachigkeit in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten eher als Problem und Abweichung wahrgenommen wird, lässt sich mit den Ursprüngen einer bestimmten Form heutiger Nationalstaaten in Zusammenhang bringen. Die Wahrnehmung von Einsprachigkeit als Normalität und von Mehrsprachigkeit als Ausnahme und Abweichung ist weitgehend kennzeichnend für das (schul-)pädagogische Feld in Deutschland und den in diesem Feld geltenden Habitus der Lehrer/innen (Ingrid Gogolin hat dies im Rahmen einer qualitativen Untersuchung als den monolingualen Habitus der faktisch multilingualen Schule bezeichnet [1994]). Die Gleichsetzung von »Volk«, »Sprache« und »Nation« im monolingual verfassten Nationalstaat führt zum vermeintlich legitim wirkenden Zwang von sprachlicher Vereinheitlichung und zur Wahrnehmung von Mehrsprachigkeit als Bedrohung. Das Konzept, das »die eine Nation« mit »der einen Sprache« verknüpft, hat neben Deutschland auch für andere Nationalstaaten wie Frankreich oder die Türkei Gültigkeit. In diesen Staaten, wenn auch in unterschiedlicher Weise und vor unterschiedlichen historischen Hintergründen, ist Monolingualität (»unsere Sprache«) ideologisch besetzt. Der Monolingualität in der dominanten Sprache kommt hier ein auch alltagskulturell abgesicherter Vorrang zu, und dieser Vorrang gilt als legitim, seine Infragestellung empört. Für Nationalstaaten mit mehrsprachigem Selbstverständnis wie Südafrika ist das Konzept nicht oder nur eingeschränkt kennzeichnend.

### **Schlüsselbegriff: Rassekonstruktion (*racialisation*)**

Sozialwissenschaftlich stellt »Rasse« eine historisch spezifische Praxis sozialer Unterscheidung dar. Der »Rasse«-Begriff der sozialwissenschaftlichen Rassismustheorien untersucht, wie die Idee der »Rasse« historisch und gesellschaftlich benutzt wird, um Gruppen macht- und gewaltvoll zu unterscheiden. Robert Miles (1992, S. 100) hat hierfür den Begriff *racialisation* geprägt. Unter *racialisation* (Konstruktion) versteht er jene Fälle, »in denen gesellschaftliche Beziehungen zwischen Menschen durch die Bedeutungskonstruktion biologischer Merkmale dergestalt strukturiert werden, dass sie differenzierte gesellschaftliche Gruppen definieren und konstruieren« (Miles 1992, S. 100). Auch wenn das »Rasse«-Konzept im 19. Jahrhundert zur Konstruktion innereuropäischer Bevölkerungsgruppen benutzt wurde, »Rasse« also nicht ausschließlich als koloniales Phänomen zu verstehen ist, kann nicht übersehen werden, dass »die Geschichte des Kolonialismus und insbesondere die Reproduktion der kolonialen Bilder biologischer Minderwertigkeit« (Miles 1992, S. 199) die zentralen Referenzen rassistischer Diskurse in Europa sind.



## Schlüsselbegriff: Rassismus

- a) Rassismus ist eine Praxis der Unterscheidung von Menschen. Rassismus konstruiert Menschen als erkennbar different (»racialisation«), wobei im Rassismus Differenzen als Unterschiede der »Abstammung« und der kulturell-territorialen Zugehörigkeit gelesen werden. Die Unterscheidungsmerkmale, auf die der Rassismus sich bezieht und die er erfindet, sind nationale, ethnische und kulturelle Zeichen, die eine scheinbar selbstverständliche Verbindung miteinander eingehen. Im Ordnungsprinzip des Rassismus werden Menschen eindeutigen Plätzen zugewiesen und klaren Positionen zugeordnet. Rassismus ordnet Körper und die ihnen zugeschriebenen »Identitäten« und Handlungspraxen im Raum.
- b) Rassismus schreibt bestimmten Merkmalen des Erscheinungsbildes »Mentalitäten« zu. Er konstruiert eine scheinbar unveränderliche Verbindung körperlicher oder kultureller Zeichen mit scheinbar einheitlichen und stabilen Dispositionen auf der Ebene von »Charakter«, »Intelligenz« und »Temperament«. Klassischerweise handelte es sich hierbei um eine durch den wissenschaftlichen Rassismus hervorgebrachte biologisch-genetische Verknüpfung von Disposition und Vermögen. Bestimmten Gruppen werden bestimmte statisch gedachte Fähigkeiten, Eigenschaften und Charaktere zugewiesen. Allerdings ist der »biologisch-genetische Rassismus« im postkolonialen Zeitalter weniger stark verbreitet, »üblich ist jetzt der kulturelle Rassismus« (Hall 1989, S. 917). Der kulturelle Rassismus postuliert nicht eine Differenz der genetischen, wohl aber eine der sozial-kulturellen Ausstattung von Menschengruppen. Religiöse, linguale und habituelle Merkmale werden nun in den Zusammenhang nicht genotypischer Differenzen, sondern der »kulturellen Identität« gestellt. Gleichwohl wird auch im kulturellen Rassismus ein »kollektives Wesen« unterstellt, eine gewissermaßen enkulturierte Natur der »Anderen« (und komplementär der Natur der Nicht-Anderen) (Balibar 1990).
- c) Rassismus bewertet die »Mentalitäten« der so definierten und hervorgebrachten »Anderen« negativ im Sinne von Minderwertigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit, die eigenen »Mentalitäten« positiv im Sinne von Höherwertigkeit bzw. fragloser Zugehörigkeit. Für diese rassistische Unterscheidungspraxis ist eine »Dialektik der Ein- und Ausgrenzung« (Terkessidis 1998, S. 78) kennzeichnend. Die deklarierte und praktizierte Minderwertigkeit oder Deplatziertheit der »Anderen« (Im Sinne von: »Sie gehören hier eigentlich nicht hin, da sie einer anderen Kultur zugehören, die an einen anderen Ort gehört. Deshalb kommen ihnen berechtigterweise weniger Rechte und Privilegien zu«) weist ihnen einen spezifischen Platz im gesellschaftlichen Raum zu. Sie sind – im doppelten Sinne – »Andere unter uns«.
- d) Solange eine Gruppe nicht die Macht hat, die angesprochenen Unterscheidungsweisen durchzusetzen, handelt es sich in gewisser Weise um eine »Vorform« rassistischer Praxis. Rassismus entfaltet sich erst vollständig, wenn die Mittel zum sozialen Wirksamwerden der Unterschiedskonstruktion verfügbar sind. Hier ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass es Ansätze gibt, die davon ausgehen, dass natio-ethno-kulturelle Minderheiten nicht rassistisch sein können; nicht, weil sie die »besseren Menschen« sind, sondern weil sie nicht über die kulturellen, politischen und juristischen Machtmittel verfügen, mögliche rassistische Unterscheidungen strukturell wirksam werden zu lassen. Andererseits gibt es Ansätze, die darauf aufmerksam machen, dass die Verfügung über Machtmittel von sozialem Kontext zu sozialem Kontext unterschiedlich sein kann, natio-ethno-kulturelle Minderheiten also durchaus in bestimmten Kontexten (z.B. einem Stadtviertel) über gewisse Machtmittel verfügen.

### *Kritik der Begriffe Ausländerfeindlichkeit und Fremdenfeindlichkeit*

Der Begriff der Ausländerfeindlichkeit taucht in der sogenannten Ausländer- oder Gastarbeiterforschung in den 1950er- und 1960er-Jahren auf. Kalpaka und Rätzkel (1990) thematisieren in ihrer 1986 in erster Auflage erschienenen und für die deutsche Diskussion um Rassismus maßgeblichen Studie »Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein« die politische Dimension von Begriffsverwendungen. Aus einer rassismustheoretischen Sicht muss gegen die Rede von »Ausländerfeindlichkeit« eingewandt werden, dass dieser Ausdruck deshalb unzutreffend für die Analyse der hier interessierenden Verhältnisse ist, weil sich die »Feindlichkeit« einerseits nicht gegen alle Ausländer/innen, z.B. nicht gegen weiße US-Amerikaner/innen, Brit/innen oder Neuseeländer/innen, richtet und weil sich die »Feindseligkeit« andererseits auch auf bestimmte Inländer bezieht, beispielsweise Migrationsandere, die in der Bundesrepublik Deutschland aufgewachsen sind und eine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder sich als schwarze Deutsche verstehen.

Der Ausdruck »Fremdenfeindlichkeit« wird aus einer rassismuskritischen Perspektive problematisiert, weil mit dem Label »Fremdheit« unterstellt wird, dass die von »Fremdenfeindlichkeit« negativ Betroffenen »Fremde« seien. Auch wird in der Rede von »Fremdenfeindlichkeit« »Feindlichkeit« häufig anthropologisiert, also als »natürlich menschliche Reaktion« ausgegeben und damit legitimiert. Begriffe wie *Ausländerfeindlichkeit*, *Fremdenfeindlichkeit*, oder auch *Xenophobie* stellen symbolische und faktische Gewalt in der Regel nicht in einen gesellschaftlichen, historischen und machtanalytischen Zusammenhang, sondern sehen sie als quasi »natürliche« Denk-, Empfindungs- und Handlungsdisposition an.